

Meran, 9.10.2017, Resonanz 20:17

**„Der Taumel, eine Ressource?“ von Ruth Anderwald**

Vielen Dank für die Einladung, ich freue mich hier zu sein und heute über den Taumel zu sprechen.

Mein Name ist Ruth Anderwald, ich bin Künstlerin, Kuratorin und künstlerisch Forschende. Seit 2014 erforsche ich mit meinem Partner Leonhard Grond und einem interdisziplinärem Team den Taumel.

Unser Forschungsprojekt stellt folgende Frage: „Kann der Taumel eine Ressource sein?“

Zuerst werde ich mit Beispielen darlegen, was der Taumel ist, und danach eine Möglichkeit nennen, wie er uns zur Ressource werden kann. Eine Ressource, dass können wir aus den vorherigen Impulsen mitnehmen, kann aus meinem Umfeld kommen, aber auch aus mir selbst.

Der Taumel, also. Taumel ist eine körperliche und geistige Erfahrung, ein Erlebnis, dass Körper und Geist zugleich betrifft. Wenn Ihr/Sie jetzt Taumel hören, was für ein Bild entsteht bei Ihnen/Euch? Woran denkt Ihr als Erstes?

Das körperliche Taumeln entsteht im Zusammenspiel von Gleichgewichtssinn, der im Innenohr lokalisiert ist, mit den anderen Sinneswahrnehmungen. Wenn zwei unserer Sinne widersprüchliche Informationen an das Gehirn weiterleiten, kommen wir ins Taumeln. Also, zum Beispiel, wenn ich im Auto lese, gibt der Gleichgewichtssinn weiter: „Alles schaukelt stetig“, und der Sehsinn, fixiert auf die Buchstaben vor mir: „Soweit alles ruhig“. Mein Gehirn reagiert darauf, wie auf eine Vergiftung, und mir wird schlecht. Damit einher geht auch der teilweise Verlust meiner Körperkontrolle und meine Bewegungen werden taumelig.

Aber der Taumel begegnet uns auch in anderen Kontexten: Kinder drehen sich mit viel Vergnügen, bis sie taumeln und fallen. Haben wir mal zuviel getrunken, taumeln wir nach dem Feiern nach Hause. Wenn uns ein neuer Gedanke, eine fremde Perspektive begegnet, gerät möglicherweise unser Weltbild ins Wanken.

Der Taumel löst also freudvolle, zweispältige und klar negative Gefühle aus. Diese Gefühle können im Taumel sehr schnell von einem intensiven Gefühl in ein Gegensätzliches umspringen. Nehmen wir an, ich stehe vor einer Achterbahn, da bin ich erstmal aufgeregt, freudig und gespannt. Wenn es losgeht, nimmt vielleicht die Angst überhand, der Mut schwindet, und ich fürchte mich entsetzlich. Aber vielleicht kann ich mich auf das Erlebnis einlassen und so nimmt gegen Ende vielleicht wieder der Spaß, oder ein Glücksgefühl in mir überhand. Eine 8-Bahnfahrt ist kurz, nur 1-2 min. In dieser kurzen Zeitspanne pendle ich zwischen sehr intensiven und konträren Gefühlen.

So klar strukturiert, wie eine Achterbahnfahrt ist unser Leben aber nicht. Wir wissen nicht immer, wann steige ich ein in den Taumel, wann taumle ich, und wann komme ich wieder heraus.

Der Taumel tritt ungefragt in unser Leben, dann, wenn sich etwas Essentielles in unserem Leben ändert, etwas, dass uns den Boden unter den Füßen wegzieht. Im Taumel können wir zwischen innen und außen nicht mehr klar unterscheiden. Wir verlieren die Kontrolle, die Orientierung, gar uns selbst: Wir wissen nicht mehr, wer wir sind, was uns wichtig oder unwichtig ist; was möglich oder unmöglich, was angemessen ist. Unsere Zeit- und Raumwahrnehmung ändert sich. Es ist, als wären wir in eine andere Welt gefallen.

In Momenten, in denen wir an unsere Grenzen, an die Grenzen unseres Könnens, unseres Wissens und unserer bekannten Welt stossen, in Momenten, in denen wir uns dem Unbekannten, Fremden und Unheimlichen aussetzen müssen, taumeln wir. Mit dem Taumel betreten wir eine Phase der Verletzlichkeit, des Ausgesetzt-Seins, des Außer-Sich-Seins und der möglichen Veränderung.

Der Taumel trifft uns folglich auf einer körperlichen, emotionalen, geistigen und metaphorischen Ebene. Er trifft uns als Einzelperson, als Gemeinschaft und als Gesellschaft. Er ist Übergangsphase, Passage, und kündigt die Möglichkeit von Veränderung an, aber dazu später mehr.

Der Taumel ist Bewegung und die Illusion von Bewegung und unter seinem Einfluß verschwimmen uns Illusion und Realität. Er reisst uns mit, hin, fort und den Boden unter unseren Füßen weg. Seine unvorhersehbare Bewegung destabilisiert in uns, was wir als unverrückbar, als gegeben annehmen.

Plato aber nennt ihn die Grundbedingung des Hinterfragens und Denkens. Mit Plato schreibe ich dem Taumel kreatives Potential zu, denn er kann Grenzen verschieben und erstarrte Verhaltens- und Denkweisen in Frage stellen. Dadurch können neue Sichtweisen und Möglichkeitsräume entstehen.

Der Taumel hat also sowohl produktives, als auch destruktives Potential.

Daher taugt er nicht als Mittel zur Selbstoptimierung, wie uns das neoliberale Denkweisen vorschreiben. Besser, produktiver, gesünder, effizienter, leistungsfähiger macht uns der Taumel nicht. Er taugt nicht zum „Selbstdesign“, wie der Kulturwissenschaftler Boris Groys das nennt. Seine Erschütterung durch den Taumel beschrieb der Philosoph René Descartes in einer seiner Meditationen: „Die gestrige Betrachtung hat mich in so gewaltige Zweifel gestürzt, dass ich sie nicht mehr vergessen kann, und doch sehe ich nicht, wie sie zu lösen sind; sondern ich bin wie bei einem unvorhergesehen Sturz in einen tiefen Strudel so verwirrt, dass ich weder auf dem Grund festen Fuß fassen, noch zur Oberfläche emporschwimmen kann.“

Niemand kann sich der Verunsicherung entziehen, die mit dem Taumel einhergeht. Das Erlebnis der Orientierungslosigkeit und der Bodenlosigkeit teilen wir alle. Solche Situationen der Bodenlosigkeit erleben Sie/erlebt Ihr bestimmt in auch im Alltag, sei's in der Arbeit oder im persönlichen Leben. Wenn wir jetzt darüber nachdenken, fällt sicher allen dazu einiges ein.

Ich möchte heute aber vorschlagen, Boden und Bodenlosigkeit nicht getrennt zu betrachten. Hat nicht das Erleben von Bodenlosigkeit seinen Ursprung in der Erfahrung des Bodens? Können wir das getrennt denken?

Der Gehirnforscher Israel Rosenfield überlegt in einem Artikel, was uns von Pflanzen unterscheidet: „Es gibt einen einfachen evolutionären Tatbestand, der

selten erwähnt wird und doch sehr aufschlußreich ist: Pflanzen haben kein Gehirn. Nur Tiere – selbst sehr primitive Tiere wie Insekten und Würmer – haben Gehirne.“ Die Gehirne, argumentiert er weiter, haben sich nur bei beweglichen Lebewesen entwickelt. Pflanzen haben also keine Gehirne, weil sie keine brauchen, denn sie bewegen sich nicht, sondern sie sind verwurzelt an einem Ort. Bewegliche Lebewesen aber brauchen Gehirne, denn ihre Fortbewegung erzeugt in ihnen ständig veränderliche visuelle, taktile und auditive Sinneswahrnehmungen, die sie als chaotisch, verwirrend, und unverlässlich erleben. Was ein Lebewesen alles gleichzeitig sieht, hört, riecht und spürt, kann es nicht gleich einordnen, das ist überfordernd und widersprüchlich. „Aus der Sicht von Würmern und Waschbären“ ist unsere Welt ständig in Wandel begriffen.

Scheint's es geht keinem bewegten Lebewesen anders, und auch Würmern, Waschbären und allen anderen beweglichen Lebewesen, die mit uns diesen Planeten teilen so, nicht nur uns Menschen, die wir ja auch mit chaotischen und widersprüchlichen Weltempfindungen zu kämpfen haben. Das zeigt, dass wir den Taumel immer mitdenken müssen.

Aber zurück zur Entstehung des Gehirns: In diesem Chaos der ständig eintreffenden Sinneswahrnehmungen leistet das Gehirn Orientierungshilfe, in dem es Komplexität reduziert, interpretiert, hineinliest, Ordnungen sucht und so aus den verwirrenden Sinneswahrnehmungen eine zusammenhängende Welt **erfindet**, damit der einzelne Organismus sie auch verstehen und damit umgehen kann.

Der Hauptgrund für die stammesgeschichtliche Entwicklung des Gehirns scheint zu sein, argumentiert der Gehirnforscher, dass bewegliche Lebewesen die Welt als chaotisch und unzusammenhängend empfinden, und in dieser Bodenlosigkeit Orientierung brauchen, um überleben zu können.

Das Gehirn ist also unsere Balancehilfe. Unser Gehirn erfindet uns Struktur, Kohärenz, und schafft somit die Möglichkeit unsere Empfindungen und Eindrücke in sinnvollen und verständlichen Zusammenhang zu bringen. Das

Gehirn verbindet die Reize aus unsrer Umwelt zu einer für uns sinnstiftenden Ordnung, damit wir mit der Welt verbunden sein können.

Aus diesem Einordnen ziehen wir gewisse Schlüsse, und einige verfestigen sich in uns als unsere Grundannahmen und Vorurteile. Sie helfen uns, Komplexität zu reduzieren, den Taumel einzugrenzen und so effizienter mit unserer Welt zu interagieren. Das betrifft unsere Verhaltens- und unsere Denkweisen.

Wir denken, was wir denken, auf Basis von bestimmten vorher getroffenen Annahmen. Das hilft uns. Und eine Weile kommen wir dann mit diesen Denkweisen und Verhaltensmustern gut aus. Aber – das wissen wir wie die Würmer und Waschbären – unsere Welt verändert sich ständig, und damit entstehen Probleme. Wenn wir uns jetzt an ein Verhaltensmuster/einen Blickwinkel/eine Denkweise klammern, dann reproduzieren wir immer nur das Gleiche. Ohne neue Lösungsstrategien kommen wir nicht weiter.

Wie kommen wir zu neuen Lösungsstrategien?

Es ist erforderlich, dass uns klar manchmal wird wovon aus wir denken, und was wir deshalb nicht denken. Wo endet unser Blickwinkel?

**„Es gibt das, was ich denke, und das, wovon aus ich denke, was ich deshalb nicht denke.“** Schreibt der französische Philosoph François Jullien, der auch einen Beitrag zu unserer Forschung leistet. Er nennt das, was wir nicht denken können das Ungedachte, das die Basis ist, von der aus wir denken. Das Ungedachte beinhaltet all unsere Einstellungen, Einteilungen, Vorurteile. Alles was sich verfestigt als Struktur, Benehmen, Grundannahme, als Hausverstand, liegt im Ungedachten. Das Ungedachte ist von entscheidender Bedeutung für das, was wir denken, wohin wir denken und wie wir denken. Denn das formt unseren Blickwinkel auf die Welt. Unser Problem dabei: Wir können zwar wissen, dass wir eine Perspektive haben, die Dinge aus einer bestimmten Richtung betrachten, aber dieses Wissen bleibt uns theoretisch. (ev. Übung für Perspektivität)

Ich kann meinen Blickwinkel nicht sehen, ich kann nicht sehen, wo mein Blickfeld endet. Ich kann nur wissen, dass mein Blickwinkel manches nicht sieht. Der Taumel kann uns das aber auf einer anderen Ebene bewußt machen.

Diesen Boden des Ungedachten, die Basis, von der aus wir denken und beurteilen, von der aus wir unsere Welt „erfinden“, bringt der Taumel immer wieder in Erschütterung. Wenn uns das zu oft passiert, geraten wir in Gefahr nachhaltig den Boden unter unseren Füßen zu verlieren, nicht mehr aus dem Taumel hinaus zu finden. Wenn uns das nicht passiert, geraten wir in Gefahr Annahmen, die wir auf Basis einer vergangenen Welterfahrung getroffen haben, auf eine Welt anzuwenden, die sich so nicht mehr „finden“ lässt. Ein Beispiel: Wir können mit unseren MitarbeiterInnen nicht mehr so sprechen, wie wir das vor 20 Jahren getan haben. Auch wenn das einmal sehr gut funktioniert hat, heute lässt sich so keine Beziehung mehr aufbauen.

Aber im Aufbrechen von Blickwinkeln/Denkweisen, da liegt die Stärke des Taumels. Er verwirrt die Fäden, die klar zu verlaufen schienen, er bricht auf, verwischt Grenzen, Gegensätze und Kategorien, er bringt neue Perspektiven, Verbindungen und Denkmöglichkeiten ins Spiel. Er wird zur Kon-Fusion, schreibt Jullien, das bedeutet Verwirrung, aber auch, in Bezug auf den lateinischen Wortstamm: con-fundere, bedeutet es Zusammen-fließen. Und als Verwirrung, Zusammenfließen, als Kon-fusion kann uns der Taumel fruchtbar werden, weil er uns damit ein Außerhalb erschließt, ein Außerhalb zu den von uns gebildeten Grundannahmen und Vorstellungen, und durch dieses Außen, durch diese Öffnung, diesen neuen Blickwinkel, können neue Betrachtungsweisen, Bedeutungen und Beurteilungen entstehen. Das ist der Möglichkeitsraum, den uns der Taumel erschließt.

Aber von uns verlangt ein solcher Taumel-Prozess einiges, zumindest: Offenheit, Flexibilität und die Fähigkeit diesen Zustand eine Weile zu ertragen, ohne nach vorschnellen Lösungen zu suchen. Die zunehmende Kon-fusion, die durch dieses Verschwimmen von Grenzen und Kategorien entsteht, ist schwer zu ertragen,

denn sie fordert, überfordert, und hinterlässt uns ratlos oder gar handlungsunfähig.

Kommen wir vom Denken noch einmal zurück zum Körper. Ich möchte nun ein Beispiel zum Taumel des Körpers nennen, mit dem uns der Taumel einen Möglichkeitsraum, einen Handlungsspielraum erschließt: dem Stolpern, also dem Taumel zwischen Gehen und Fallen.

Wenn wir stolpern, setzt ein Reflex ein der evolutionsbiologisch schon sehr alt und nicht im Kopf, sondern im unteren Rückenmark verortet wird. Wenn ich stolpere setzt dieser Reflex ein: er entspannt den Fuß der keinen Halt findet, und spannt den anderen Fuß an. So entsteht für uns ein Handlungsspielraum, die Möglichkeit, dass nicht fallen wir uns und doch noch stabilisieren. Ohne diesen Reflex lägen wir schon am Boden. Durch diesen Reflex haben wir die Möglichkeit doch nicht zu fallen und uns zu stabilisieren. Damit will ich aufzeigen, dass das auch der körperliche Taumel einen Handlungsspielraum eröffnet, in dem Fall zwischen den gegensätzlichen Bewegungen „Fallen“ und „Weitergehen“. **Das Herstellen dieses Handlungsspielraums ist eine Ressource, die jeder von uns in sich trägt.**

Die Erfahrung des Taumels ist manchmal eine vergnügliche, im Spiel, im Vergnügungspark, in Liebe. Aber der Taumel ist aufwühlend und auch beängstigend. In Taumelsituationen sind wir erschreckt, verletzlich, daher neigen wir zu Extremen, weil wir diesen Zustand der Verletzlichkeit, der Orientierungslosigkeit und des Außgesetztsein so schnell wie möglich wieder verlassen möchten.

Der Taumel ist keine Handlungsanweisung: Ich sollte mich und meine Umwelt nicht in einen Taumel stürzen, um eine Veränderung zu provozieren. Aber wenn ich in in einem Taumel bin, wenn ich mit einer taumelnden Person zu tun habe, sollte mir klar sein, dass ich die Welt dadurch verändert wahrnehme, dass die Person die Welt anders wahrnimmt. Das Wissen über den Taumel kann mir also durchaus helfen leichter durch diese Situation der Verletzlichkeit und des Ausgesetztseins zu navigieren.

Wir sollten uns daher mit dem Taumel auseinandersetzen, denn er tritt gefragt und ungefragt in unser Leben, dessen integraler Bestandteil er ist.

Und damit kommen wir zurück zur Ausgangsfrage:

Kann der Taumel eine Ressource sein?

Da, wo wir nicht mehr weiter wissen, wo wir keinen Weg mehr finden, kann uns der Taumel ein Außerhalb, einen Möglichkeitsraum öffnen, um die Denkweise oder den Blickwinkel zu wechseln, und so einen noch nicht vorhandenen Weg zu „erfinden“.

Aber: Der Taumel kann uns nur zur Ressource werden, wenn wir in der Lage sind ihn auszuhalten, ohne Mut und Zuversicht zu verlieren – wir persönlich, als Gemeinschaft, als Gesellschaft, aber auch wir, als Teil eines sozialen Netzwerks von jemandem, der taumelt. Auch als Partner/-innen, Freund/-innen, professionell Helfende sind wir gefordert den Taumel zu ertragen, ohne Mut und Zuversicht zu verlieren. Das müssen wir schaffen. Dann können wir uns taumelnd neue Möglichkeitsräume öffnen, und so erfindungsreicher werden. Dann werden wir vielleicht doch nicht fallen, sondern weitergehen. Danke.